

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-57713](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-57713)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Vorausbezahlungspreis ist für auswärtige Abonnenten, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 Gr.; für die Abonnenten der Stadt Oldenburg 34 Gr. frei ins Haus.

VI. Jahrgang.

Dienstag, den 23. Januar 1849.

Nr. 7.

Nur immer deutlich!

In Nr. 3. d. Bl. liest man eine Berichtigung zu dem „Aus der Tagesgeschichte“ in Nr. 103. des Beobachters vom vorig. Jahre.

Der tief geheimnißvolle, wesentliche Inhalt des hübsch construirten Berichtigungs-Sages ist kein anderer, als: „Kund und zu wissen Jedermann: den u. s. w. (man setze ein beliebiges Attribut!) Artikel in Nr. 103. hat niemand geschrieben als der Schullehrer Meyer zu Stollhammerwisch.“

Nun, es wäre nicht unmöglich, daß er's gethan hätte; denn was ist jetzt nicht alles möglich! Gefährlich würde es wahrscheinlich auch nicht für ihn werden, wenn er sich die Autorschaft zueignen könnte und müßte, denn der Artikel war unterzeichnet mit drei †††, wodurch jede Gefahr ja gründlich beseitigt ist. Ob's aber wirklich ist — das wird der vermuthlich Neugierige in Nr. 3. hierdurch freilich nicht erfahren.

Theils, um die gewählte Ueberschrift zu fügen; theils aber und hauptsächlich, um jetzt, da die Politik gerade nicht Alles absorbiert, will ich über „Kirche und Schule“ noch Einiges nachfügen, das hoffentlich nicht schaden wird.

1) Was die Emancipation der Schule anlangt, so ist sie jetzt auf dem Papiere so ziemlich als vollendet zu betrachten. Daß sie hier fertig ist, kann man zwar auch noch nicht sagen. Und dahin wird's auch nicht eher kommen, als bis das **einige** Deutschland wirklich und wahr da ist. — Ob's der Berichtigter in Nr. 3. mit der Emancipation hält oder nicht, das bleibt zweifelhaft. Sein Say ist all zu geheimnißvoll.

2) Von dem Papiere bis zur Wirklichkeit, das ist nun freilich noch ein sehr großer Schritt. Und was dieser Schritt zuerst und zuletzt oder hauptsächlich bedingt, das ist — Geld. Man mag die Sache wenden

wie man will: ohne Geld geht's nicht. Der Berichtigter scheint (?) den Gedanken anzudeuten, daß man möglicher Weise einzelne Pfarren „beschneiden“ könnte, um mit der Frucht dieser Beschneidung der Emancipation aufzuhelfen.

Dieser Ansicht bin ich ganz und gar nicht. Daß einzelne Pfarren zu „fett“ sind, sagt zwar Jedermann; — von ihren Inhabern habe ich's indeß noch nicht gehört. Daß es aber auch manche Pfarre giebt, die der Verbesserung gar sehr bedarf, das wird ebenfalls wohl kein Vernünftiger leugnen. Und da möchten diese bei der „Beschneidung“ doch ein näheres Anrecht haben, als die „emancipationsfähige“ († jetzt gar schon emancipirte †) „unkirchliche“, wenn nicht gar — „unkirchliche“ Schule, die ja, wie die fromme „Synode“ irgendwo vermuthet, der Kirche bald eben so fremd sein dürfte als ein Stiel oder dergleichen. Nach meiner Ansicht hat es zwar mit dieser Entfremdung gute Wege. Ich bin im Gegentheil überzeugt, daß die Zukunft eine ganz andere, nämlich innerliche und also **wirkliche** Verbindung von Kirche und Schule herbeiführen wird, als solche bisher möglich und wirklich war. Das würde man Denen zwar vergeblich demonstrieren, die unter Verbindung von Kirche und Schule nun einmal nichts Anderes denken können als — Abhängigkeit der Schule und ihrer Lehrer von der Geistlichkeit. Diese hat — will's Gott — bis in Ewigkeit ein Ende; aber darum wird die Schule nicht von der Kirche gelöst, sondern ihr nur inniger verbunden werden. Es würde mithin gar nicht schwer sein, selbst vom „kirchlichen Standpuncte“ aus den Beweis zu führen, daß Kirchengut allerdings zu Schulzwecken verwendet werden dürfe. Aber es ist überflüssig. Die Schule, d. h. hier die Lehrer, macht keinerlei Ansprüche an das Kirchengut. Es wird sich schon finden, woher der Schule die erforderlichen Mittel kommen sollen und müssen, wenn Staat

Gemeinde und Kirche sich erst besser consolidirt haben, als es diesen Augenblick noch der Fall ist. Die Volksschule wird sich schon helfen, wenn — das Volk selbst sich nur hilft. Das wird's aber ja wohl? Nicht wahr?! — (Sollte der Berichtiger in Nr. 3. über diese wichtige Materie noch nähere Auskunft wünschen, so wird er nur im Abbehauser politischen Verein, dessen Namen er ja auch kennt, vorfragen dürfen. Dort weiß man Alles!)

Folgendes, was ich hier als Nachtrag anfüge, lag schon seit ein paar Tagen fertig. Möge es jetzt gleich mitwandern.

Die Reorganisation der Kirche steht, wie es heißt, jetzt auch in näher Aussicht. Es thut auch noth, wenn nicht Alles verknochern und das kirchliche Leben nicht vollends und allgemein zu Grabe getragen werden sollte.

Die Möglichkeit des Besserwerdens ist jetzt erungen; sie resultirt aus der **Freiheit der Kirche**.

Folgende Grundsätze, die mir wichtig erscheinen bei der kirchlichen Reform, wolle man einer gefälligen Prüfung unterziehen.

I. Die Kirche darf ihren Character nicht verleugnen; sie muß ihr Wesen streng bewahren.

1) Das Wesen der Kirche beruht auf ihrem Geist, auf ihrer ursprünglichen Tendenz.

2) Dieser Geist ist ewig derselbe.

3) Das Wesen der Kirche beruht nicht auf Aeußerlichkeiten; besteht nicht in der Confession, in dem Cultus &c.

II. Die kirchliche Reform muß dem Zeitbewußtsein volle Rechnung tragen. Zu dem Ende wird u. A. Folgendes nöthig sein:

1) Die proclamirte Freiheit der Kirche muß allgemein und völlig aufrecht erhalten werden.

2) Die Kirche darf sich bei ihren Bestrebungen und etwaigen Kämpfen nur geistiger Waffen bedienen.

3) Cultus und Bekenntnisse (Dogmen) müssen wesentlich verändert und mit dem Zeitbewußtsein in Uebereinstimmung gebracht werden.

4) Manche Einrichtung muß aufgehoben respective verändert werden. Die Confirmation mit dem 14. Jahre ist z. B. unstatthaft, der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes von jüngeren Kindern eben so u. dgl. m.

5) Die Geistlichen sind **Diener der Kirche**. In dies einzig richtige Verhältniß zu den übrigen Gliedern der Kirche müssen sie factisch eingeführt werden. Die Art ihres Anstellungs-Examens muß wesentlich verändert

werden. Sämmtliche Kirchendiener müssen angemessen besoldet werden. Das Zuviel an einigen Stellen ist so wohl nachtheilig als das Zuwenig an andern.

H. G. Meyer.

Die Detroi.

Der Herr Verfasser des im vorigen Beobachter mit a—z unterzeichneten Aufsatzes, der es gewiß gut mit uns meint, scheint es nach Oben und Unten hin recht machen zu wollen und versfällt dadurch in Halbheiten und unpraktische Vorschläge.

Im Eingange sagt Herr a—z: „Niemanden wird es einfallen, eine indirekte Steuer aufzuheben und eine andere an die Stelle zu setzen“, und doch ist der ganze Artikel nur geschrieben, eine andere indirekte Steuer auf Wein und Branntwein in Vorschlag zu bringen.

Gegen eine indirekte Steuer wird dann angeführt, dieselbe müsse gezahlt werden; Geldverlegenheit und der Verkauf von Mobilien sei die Folge; während eine indirekte Steuer nur im Verhältnisse der Genüsse entrichtet werde. Aber darin liegt ja eben das Unbillige in der indirekten Besteuerung, daß der Reiche sich andere steuerfreie Fleisch-Genüsse verschaffen kann, während der Arme auf die hier besteuerten, weil dennoch billigeren, beschränkt ist.

Was den Verkauf von Mobilien betrifft, so wird der nicht leicht statt finden, wenn die direkte Steuer nach gerechten Grundsätzen, vom Erworbenen und nicht von den Mitteln zum Erwerb erhoben wird.

Nun folgt ganz harmlos ein Beweis, der so schließt: „Also hinsichtlich der Begüterten ist kein Grund, die Detroi aufzuheben! Die Unbegüterten dagegen kaufen wenig frisches Fleisch vom Schlächter. Sie schlachten in der Regel im Herbst eine Kuh oder ein Schwein und versehen sich mit geräuchertem Fleische (!) — der Vorschlag (wenn überall eine Erleichterung der Detroi nöthig ist) ist endlich folgender: Jedem Bürger wird für eine Kuh und ein Schwein die Detroi erlassen; die Detroi auf Feuerung hört auf und der Ausfall wird durch eine Steuer von 2 Gr. auf jede Bouteille Wein und Branntwein wieder aufgebracht.

Der erste Theil dieses Vorschlages würde die hiesigen Schlächter ruiniren, die Detroi-Einnahme viel bedeutender, als der Herr Verfasser meint, verringern, und die Controle-Kosten so vermehren, daß wenig mehr davon in die Stadtkasse fließen würde; der zweite Theil würde größten Theils nur die städtischen Wirthe treffen, indem diese Getränke vor allen Thoren billiger verkauft würden, den Weinhändlern und Wirthen eine lästige Con-

trole auflegen, und wiederum soviel Control-Kosten verursachen, daß ein Reinertrag mehr als zweifelhaft erscheinen muß.

Wir haben diesem Vorschlage nur eine direkte Steuer entgegen zu stellen, die vom Erworbenen und nicht von den Mitteln zum Erwerbe gehoben, sich auf die Summe beschränken muß, welche die auf die Detroukasse übernommene notwendig laufende Ausgaben betragen. 8.

Theater und Concert.

Donnerstag, den 11. Januar: „Katte, und der Sohn des Fürsten.“ Trauerspiel in 5 Acten von J. Moser. — Das Stück ist hier hinlänglich bekannt; man weiß, daß es von den übrigen dramatischen Productionen Moser's am praktikabelsten und wirksamsten ist; allein auf Clafficität kann es eben so wenig Anspruch machen und da es den Reiz der Neuheit nicht mehr hat, so interessiert man sich kaum noch dafür. Man sollte es ruhen lassen. — Die Aufführung war auch diesmal bei derselben Rollenbesetzung wie früher lobenswerth. Von Herrn Schneider sahen wir den alten Wartensleben, wenn wir nicht irren, zum erstenmal; er war höchst befriedigend. —

Sonntag, den 14. wurde „Prinz Eugen“ wiederholt. Die bei der ersten Vorstellung von uns gerügten Mängel waren heute größtentheils beseitigt. Herr Grevenberg sang diesmal seinen Uhrenhändler noch besser als das Erstmal — es freut uns, daß er zur Erkenntnis kommt. Uebrigens rathen wir ihm, beim Singen den Text nicht zu sehr zu entstellen und das einfüßige Wer und Der nicht wer ä und der ä auszusprechen. Dergleichen Dehnungen machen den Vortrag schleppend. Frau Dietrich war heute gleichfalls noch besser als das vorigemal, namentlich sang sie ihre große Arie in es mit vielem Feuer. Auch Herr Häser I. übertraf seine erste Leistung bei weitem, er hatte heute sogar etwas Stimme. Das Finale im zweiten Acte ging übrigens nicht besonders — der Chor wollte das Thema des Uhrenliedes erst gar nicht anstimmen, was sehr störend war.

Dienstag, den 16.: „Die Karlschüler.“ — Wird nachgerade etwas flau.

Mittwoch, den 17. gab Fräulein Buck ein Concert im großen Casino-Saale. Auf dem Zettel war der Herr Hofkapellmeister Vott als Dirigent aufgeführt, er soll aber für diesen Abend krank geworden sein, daher dirigitte der Herr Concertmeister Franzen das Concert. Geöffnet wurde dasselbe mit Beethovens Ouvertüre zu „Fidelio“ (e-dur), die recht wacker ausgeführt wurde, nur wäre zu wünschen gewesen, daß die Blase-Instrumente im Adagio mit mehr Gleichmäßigkeit sich die anhaltenden Töne (ganze Tact-Noten) abgenommen hätten. Hierauf sang Fräulein Buck die Arie aus „Die Favorite“, die wir neulich auch im Theater von ihr hörten. Das Lob, das wir damals ihrem Vortrage ertheilten, können wir heute noch steigern; sie sang mit noch mehr Sicherheit und Reinheit, obwohl sie vorher

einigermaßen in Verlegenheit gesetzt wurde durch die Musiker, welche die Introduction so mangelhaft spielten, daß man gar nicht errathen konnte, ob es die Einleitung zu dieser Arie sei — es fehlte ganz und gar die Melodie. Die Musik verstummte plötzlich — Fräulein Buck blieb auch stumm — man sah sich einander verlegen lächelnd an — da begann die Einleitung von Neuem — jetzt brachten die ersten Geigen pflüchtichuldig die Melodie und Fräulein Buck wußte nun, wann und wo sie beginnen mußte. — Nach dieser Arie spielte Herr E. Krollmann: „Phantase für Violine von Leonard“. — Wir bewunderten bei Anhörung dieser Production die wahrhaft große — Geduld des Publikums. — Am Schluß des ersten Theils sang Fräulein Buck zwei Lieder für Sopran von Mendelssohn und Schubert, die aber trotz der berühmten Namen der Componisten — uns wenigstens — nicht recht ansprechen wollten. Die Clavierbegleitung dazu wurde äußerst dürftig ausgeführt. — Der zweite Theil begann mit einer Ouvertüre, aber nicht von Ries, wie auf dem Zettel stand, sondern von Plotow, und zwar die zur Oper „Martha“. — Es ist — obwohl der Componist ein echter Mecklenburger zu sein die Ehre hat — eine echt französische Musik — viel Geklingel und etwas Gedudel, aber gut anzuhören und da sie nur kurz ist — nicht langweilig. — Hierauf sang Fräulein Buck die Arie aus „Roméo“, die sie früher schon im Theater singen wollte, was ihr aber — wir müssen es hier wiederholen — nicht gestattet ward; denn wenn sie damals — wie wir hin und wieder gehört — aus freiem Willen zurückgetreten wäre, als sie erfahren, daß Fräulein Schneider dieselbe Arie nächstens singen wolle, so würde sie gewiß auch im Casino — und noch dazu den Abend vor Fräulein Schneider — dieselbe nicht gesungen haben. — Wir freuen uns aber, diese Arie von ihr gehört zu haben; denn hier zeigte sie gerade, durch richtige Anwendung ihrer Mittel, daß sie ihre Lehrzeit gut benutzt hat. Diese Arie stand auch nicht auf dem Zettel, es war eine aus dem „Barbier von Sevilla“ angekündigt, die wir aber nicht zu hören kriegten. Ueberhaupt war das Programm ganz ungeändert, was billigerweise dem Publikum durch Anschlag hätte bekannt gemacht werden sollen. So sollten wir auch ein Concertino für Waldhorn von Fuchs zu hören bekommen, statt dessen aber hörten wir — was freilich ziemlich gleichgültig ist — ein Adagio von — irgend Jemand. Herr Capellmeister Garpe trug dasselbe ziemlich gut vor, nur machte das Dämpfen des Hornes mitunter einen unangenehmen Eindruck — die Töne schlugen über und wurden nasalend. Besser wäre es gewesen, wenn Herr Garpe nicht con sordino, sondern die natürlichen Töne geblasen hätte. — Hierauf sang Fräulein Buck wieder zwei Lieder von Mendelssohn und Schumann, die uns wieder nicht recht ansprechen wollten. — Jetzt war eigentlich das Concert zu Ende — Fräulein Buck hatte viel Beifall geerntet und auch recht Tüchtiges geleistet; allein ein Theil des Publikums war noch nicht damit zufrieden. Einige famose Stimmen riefen: „Die Gnaden-Arie! — die Gnaden-Arie!“ — Als das Rufen kein Ende nehmen wollte, erhob sich Fräulein Buck, die

schon auf ihren Platz zurückgekehrt war, von ihrem Sitz und ging zum Clavier — ein Blick auf die Mauer drückte die Bitte aus, ihr die „Gnaden-Arie“ gnädig zu erlassen. Sie fing an zu singen, aber nicht die „Gnaden-Arie“, sondern das „Augen-Lied“, womit sie im Theater so vielen Beifall geerntet hatte. Auch hier gab sich, als sie zu Ende war, ein stürmischer Beifall kund, allein man war noch immer nicht befriedigt. Da half kein bittender Blick — der Ruf nach der „Gnaden-Arie“ ertönte von Neuem und Fräulein Buck mußte — obwohl sie sich heute schon über die Mäßen angestrengt hatte — ohne Gnade die Gnaden-Arie anstimmen. Wir hätten ihr dieselbe gern erlassen, denn wer nur einigermaßen Kenntniß von der Sache hat, der mußte die Unmöglichkeit einsehen, nach so großer Anstrengung und ganz unvorbereitet eine so schwierige Arie genügend vorzutragen. —

Donnerstag, den 18.: Große Scene aus: „Romeo und Julie.“ Oper von Bellini. Hierauf: Neu einstudirt: „Der Zeitgeist.“ Possenspiel in 4 Acten von Dr. Raupach. — Das Stück wurde — um mit einigen Worten davon zu kommen — recht gut gegeben. Erwähnen wollen wir nur, daß uns Herr Häfer II. (Zunker Kasper) durch sein äußerst komisches Spiel angenehm überraschte. — Hierauf: Duett und Chor aus: „Romeo und Julie“ — Fräulein Schneider — Romeo. — Was sollen wir über Fräulein Schneider sagen? — wollten wir ihre Leistung von Anfang bis zu Ende durchgehen, so würden wir ganze Bogen voll darüber niederschreiben müssen. Einen solchen Romeo hat wohl noch Niemand gehört. — Es ist erstaunlich, was Fräulein Schneider mit ihrer Stimme alles machen kann. Die verschiedensten Klangfarben bringt sie zu Gehör. Die Tiefe ist bewundernswürdig — man denke, sie kann bis zum tiefen, ganz tiefen g und noch ein wenig tiefer herunter kommen, und dann sang sie, was gewiß sehr schwer ist — von Anfang bis zu Ende, trotz der tüchtigen Orchester-Begleitung, fortwährend unrein, entweder ein wenig zu hoch oder ein wenig zu tief, sie war immer dicht dabei, das Richtige zu treffen. Auch verstand sie es, mitunter aus einem Tact zwei zu machen. — Doch wir wollen — wie gesagt — nicht näher auf ihre Leistung eingehen. So viel steht fest: wenn Fräulein Schneider jetzt noch nicht — nachdem ihr drittes öffentliches Auftreten noch jämmerlicher ausgefallen ist als ihr erstes und zweites — wenn sie jetzt noch nicht einseht, daß man erst gehen lernen muß bevor man laufen kann und daß überhaupt zum Laufen Beine gehören wie zum Singen eine Stimme, so wird sie es nie einsehen. — Diejenigen übrigens, welche bei dergleichen Productionen, wie die heutige von Fräulein Schneider, noch Beifall spenden können, sind weder um ihre „wissenschaftliche“ noch um ihre musikalische Bildung zu beneiden. — Es wurde in der That ein spärliches Klatschen hörbar, die Klatscher aber haben der Dame einen schlechten Dienst erwiesen, denn wenn sie sich ruhig verhalten hätten, so würde auch wahrscheinlich nicht das sehr fatale Zischen laut geworden sein. — Herr Gre-

venberg sang den Thybald. Wir rathen ihm, daß er sich hütet, in seine frühern Manieren zurückzufallen, nemlich das Portamento so verkehrt anzubringen wie heute in dem ersten Recitativ bei den Worten: „Mein Schwert soll ihn erreichen.“ Solche Stelle singt man nicht, als wenn man vor Liebe verhimmeln will. Er schien übrigens heute nicht gut disponirt zu sein — im Ganzen sang er doch diese Partie besser als früher, wo er sie zu seinem Debut wählte, und gegen Fräulein Schneider war er wie Gold gegen Kupfer. — Die Chöre gingen ziemlich gut, namentlich war auch Herr Häfer II. als Capulet sehr tüchtig. —

Der Beobachter.

Der Landtagspräsident Böckers,

welcher am Sonntag, den 14. Januar, nach kurzem Krankenlager mit Tode abging, wurde am Freitag, den 14., früh mit allen einem solchen Manne würdigen Ehrenbezeugungen zu Grabe geleitet. An dem Leichenbegängnisse sah man, daß es kein gewöhnlicher Mann war, daß man ihn allgemein achtete und hoch schätzte, daß sein Verlust von Allen betrauert wird. Das hiesige Schützen-corps geleitete den Verstorbenen mit Muff nach der Ruhestätte. Dem Sarge folgten außer den Verwandten die Mitglieder der Ständekammer, das Ministerium und sonstige Beamte, der Magistrat, Stadtrath, Offiziere, Unteroffiziere und noch viele Andere und am Schlusse die Equipagen des Großherzogs und Großherzogin. Am Grabe wurden von einem Sängerkorps einige Gesänge ausgeführt und von dem Abgeordneten Pastor Kloster die Leichenrede gehalten. — Der Landtag verlor in dem Verstorbenen einen tüchtigen Präsidenten, wie er wohl selten für unser Land gefunden werden mag, und das Land einen seiner kenntnißreichsten und umsichtsvollsten Beamten und Vertreter.

Großherzogliches Hof-Theater.

Donnerstag, den 23. Januar (4. Vorst. in der VI. Serie): Zum Erstenmale: „Die Braut von Corinth.“ Trauödie in 3 Acten von Emil Balleke (Mitglied der hiesigen Bühne).

Marktpreise in Oldenburg.	Montag 18. Januar.		Mittwoch 17. Januar.		Donnerstag 20. Januar.	
	fl.	gr.	fl.	gr.	fl.	gr.
Rochen . . . pr. Scheffel	—	33	—	33	—	33
Buchweizen . . .	—	22	—	23	—	22
Rochenbrot . . . pr. Scheffel	—	—	—	—	—	—
Kartoffeln . . .	—	14	—	14	—	14
Schinken . . . pr. Pfund	—	7 1/2	—	—	—	—
Sveck . . .	—	—	—	—	—	—
Butter . . .	—	11	—	11	—	11
Fier . . . pr. Dugend	—	6	—	6	—	6
Gebßen . . . pr. Kanne	—	5	—	5 1/2	—	—
Bohnen . . .	—	3	—	4	—	4

Einsendungen werden unter der Adresse: **An die Redaction des Beobachters in Oldenburg** in der Verlags-Handlung von Gerhard Stalling unfrankirt angenommen.

Redacteur: Wilhelm Galberla. — Schnellpressendruck und Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in $\frac{1}{2}$ Bogen Der Vorausbezahlungspreis ist für auswärtige Abonnenten, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 Gr.; für die Abonnenten der Stadt Oldenburg 34 Gr. frei ins Haus.

VI. Jahrgang.

Freitag, den 26. Januar 1849.

N^o 8.

Nie dagewesen!!!

Auf ein vom Pastor N. Dulon in Bremen geschriebenes im Verlag von A. D. Geisler in Bremen erschienenes Buch, betitelt: „Vom Kampf um Völkerefreiheit, ein Lesebuch fürs deutsche Volk“, wird das ganze deutsche Volk aufmerksam gemacht, es muß in keinem politischen Verein, in keiner Kaserne, ja in keiner Kinderstube fehlen. Hier eine kurze Probe des Inhalts.

Seite XII. — Die Absolutmonarchie bricht zusammen, ob sie sich auch geschickt und schlau für den Augenblick in Windischgrätz, in Wrangels Heeresmassen und in der Potsdamschen Camarilla-Constitution vom 5. Decbr. leidliche Stützen verschafft hat. Sie bricht zusammen und die Freiheit, die demokratische Freiheit siegt. Das ist keine Frage. —

Seite 9. — Das Großartige in diesem Genre hat Bayern geliefert. König Ludwig war ein schlechter Dichter und trotz seiner deutschhümelnden Redensarten ein noch schlechterer König. Er war ein Mann, der die Rechte seiner Unterthanen mit Füßen trat. Protestantische Soldaten zwang er, vor der geweihten Hostie in der Hand des katholischen Priesters niederzuknien. Die flehentlichen Bitten um Aufhebung des empörenden Gebots verachtete er im frechsten Uebermuthe. —

Abid. — Er hört und sieht nicht, — wie ein Stier geht er seines Weges. Da kommt ein Weibsbild ins Land, Lola Montez mit Namen. Und von dem Weibsbilde läßt sich der König umstricken. Was die flehentlichen Bitten, die Wünsche und Seufzer der Millionen nicht vermocht hatten, das gelingt der G... Dem Wort der G... gehorcht der König. Die G... erlöset das Baiernland, verjagt den Abel. —

Seite 14. — Aber diese unangemessene Pracht in den zahlreichen Schlössern, diese Unzahl reich besoldeter nichtstuhender Bedienten, Lakaien, Kammerherren, Adjutanten, Kutscher u. s. w., diese bodentlose Verschwendung bei den Fürsten, diese Reisen, dieses Leben alle Tage in Herrlichkeit und Pracht, dieses grenzenlose Vergenden nach allen Seiten hin, — muß das sein, ist das heilsam, dem öffentlichen Wohl förderlich? Gehört das zum Wesen des Königthums, des fürstlichen Staates? O, dann wäre der Fürst die größte Landescalamität und wir müßten bitten und beten: Herr, erlöse uns von dem Uebel! —

Seite 16, 17. — Jeder weiß, daß sich die Völker auf die Dauer nicht dazu verstehen können und werden, das Nothdürftigste sich abzuwarben um den Herren Fürsten ein Leben in Saus und Braus zu sichern. —

Seite 17. — Noch in diesen Tagen wagt man in dem kleinen Oldenburg, einem Ländchen von 118 □ Meilen mit circa 270,000 Einwohnern, für den Herzog ein jährliches Einkommen von 180,000 \mathfrak{R} zu fordern! — Ich frage jeden ehrlichen Oldenburger, ob nicht Seine Hoheit mit dem zwanzigsten Theile dieser Summe sehr standesgemäß würde leben können. Das kleine Württemberg, 360 □ Meilen, hat seine königliche Familie seit 1807 über 27 Millionen Gulden gekostet! Wahrlich, guter Michel, Du hast „theure“ Fürsten.

Wehe den Högen wie den Högendienern! —

Seite 19. — Zu den unheilvollsten Ausgeburten menschlicher Thorheiten gehört die absolute Monarchie. Die absolute Monarchie ist der absolute Widersinn. —

Seite 92. — Dies Steckblatt aber muß beseitigt werden. Titel, Orden und Adel sind völlig unzulässig, völlig unmöglich in einem freien Staate. Das Titel-

